



Weimar und Buchenwald



Was zur Welt kommt, um nichts in
Aufruhr zu bringen, verdient weder
Rücksicht noch Geduld.¹

René Char

DIETHELM BLECKING - RAINER F. KOKENBRINK

WEIMARER PROFILE

„Weimar war fern, Auschwitz sehr nah“. Mit dieser Bemerkung hat der Literaturwissenschaftler Walter Jens die deutsche Literatur im ersten Jahrzehnt nach 1945 charakterisiert. Die Stadt Weimar steht hier als Symbol für die deutsche Hochkultur, das Volk der Dichter und Denker. Luther, Schiller, Goethe, Wieland, Herder, Nietzsche, Liszt, Thomas Mann haben hier gesprochen, gelebt oder gearbeitet. Das von den deutschen Nationalsozialisten ersonnene Konzentrationslagersystem dagegen, das Vernichtungslager unweit der alten polnischen Königsstadt Krakau gelegen, markiert den Zivilisationsbruch und die Stätte des Genozids an den europäischen Juden. Beide Seiten der deutschen Geschichte sind bis heute in Weimar präsent. Die Gräber von Goethe und Schiller in der Fürstengruft sind mit den Resten des ehemaligen Konzentrationslagers Buchenwald auf dem Ettersberg über Weimar konfrontiert. Hier waren Widerstandskämpfer und politische Oppositionelle aus vielen europäischen Ländern eingesperrt, wurden gequält und durch Arbeit vernichtet. Die Geschichte des Lagers Buchenwald ist aber auch die Geschichte des Widerstands. Im KZ organisierte eine europäische Elite aus Resistanceleuten, Künstlern und Wissenschaftlern das Überleben und die Befreiung des Lagers. Die Namen von Jorge Semprún, Ludwig Fleck, Elie Wiesel, Fred Wander und vielen anderen stehen für die Wissenschaftler und Schriftsteller, die darüber berichtet haben. Nach 1945 starben im sowjetischen Speziallager Buchenwald II weiter Menschen unter barbarischen Umständen. Metallsäulen, eine für jeden Toten, erinnern heute in einem lichten Laubwald an mehr als 7000 verscharrte Opfer.

Nach einem Satz des französisch-spanischen Schriftstellers Jorge Semprún hat das deutsche Volk mit Nationalsozialismus und Stalinismus beide blutige Diktaturen dieses Jahrhunderts erfahren und damit die besondere Chance und Verantwortung, eine freiere Zukunft zu entwerfen. Die folgenden Texte sollen deshalb in den komplizierten Zusammenhang von Kultur und Barbarei, die Dialektik der Aufklärung (Horkheimer/Adorno) einführen, für die Weimar/Buchenwald ein besonderer Ort ist. Da dieser Reader anlässlich einer Kursfahrt des Profilkurses Deutsch/Geschichte zusammengestellt worden ist, also innerhalb einer öffentlichen Einrichtung, die den Anspruch erhebt, mit Erziehung zu tun zu haben, sehen wir uns veranlaßt, unser Erziehungsziel zu formulieren. Wir sind mit dem großen Frankfurter Lehrer der Meinung, „daß die Erziehung eine Erziehung zum Widerspruch und zum Widerstand

ist“. Auch hierfür ist Weimar/Buchenwald ein exemplarischer Lernort.

Wir reisten mit Texten, die quer zu den üblicherweise SchülerInnen an die Hand gegebenen Informationssammlungen und reiseführerähnlichen Basisliteratur lagen. Wir versuchten mit der Textauswahl bewußt heterogene Aspekte und vernachlässigte Zugangsweisen zu verklammern, um der Gefahr vorzubeugen, daß Weimar und Buchenwald als anschaulich vermitteltes und memorierbares Schulbuchwissen auf eine Lehrstoffagenda gesetzt werden könnte. Vielmehr wollten wir die Unabschließbarkeit und deshalb gegenwärtige Reflexionsarbeit an einem Leittopos dieses Jahrhunderts herausstellen und einfordern. Imre Kertész' Gedanken schließen hier an.

Wir reisten mit Texten, über die gesprochen werden mußte. Sie zeichneten keinen Weg durch die Stadt, sie eigneten sich nicht als Reiseführer. Neben den vielen „sicher“ geführten Schulklassen mußten sich unsere SchülerInnen eher als Suchende erleben, eine, wie wir meinen, wesentliche Erfahrung.

Die Anlage unseres Besuches in Weimar und Buchenwald versuchte eindeutige Vereinnahmungen der Stadt für ein kulturgeschichtlich abgeleitetes Selbstverständnis² zu unterlaufen, wie es viele (Deutsch-)Lehrwerke immer noch nahelegen. Jürgen Busches Überlegungen führen einleitend in diese Struktur und Problematik eines Erinnerns ein, welches nur rückwärtsgerichte, museale Verstehenszugriffe auswirft, die sich bei näherer Betrachtung jedoch als kontraproduktiv erweisen³, da aus ihnen keine Zukunftskonzepte entwickelt werden können. Lediglich mumifiziertes und konservierendes Fortschreiben stereotyper, zutiefst fraglicher Traditionsfiguren gelänge auf diese Art und Weise.

Auf diese Probleme stößt man auch auf dem Gelände der Gedenkstätte Buchenwald. Hier, nicht so sehr in Weimar, treffen zwei verschiedene Denkmalskonzepte, also manifestierte Erinnerungsformen, aufeinander. Die blanken Stahlsäulen im lichten Wald auf dem Areal des ehemaligen Speziallagers II, jede Säule ein Toter, hier, die monumentale Inszenierung des Buchenwaldmahnmals als steingewordene Vereinnahmung der Toten für das Staatsverständnis der ehemaligen DDR dort. Verschwindend klein der einzelne Mensch auf den Stufen unter dem Glockenturm, pathetische Worte des Hauslyrikers J. R. Becher im Halbrund der Treppen zu den Aschetrichtern. Diese fast ein Ornament im schwülstigen und peinlichen Großentwurf des Mahnmals. Zwischen diesen Antipoden galt es einen eigenen Erinnerungs- und Verstehensprozeß zu entwerfen, der davor bewahrt, die Gedenkstätte oder auch Weimar zu „kulturellen Gefängnissen“⁴ werden zu lassen, in denen die Komplexität der Geschichte vereinfacht und Unliebsames aus dem Gegenwärtigen verbannt wird.

Die literarischen Texte dieses Readers, insbesondere die Auszüge aus den Werken Jorge Semprúns und die Erzählung Fred Wanders, stehen für die Fülle an Versu-

chen, das Ungeheuerliche zu sagen. Während Wanders Erzählung den Blick auf die Kinder im Lagersystem lenkt, zwingen die Texte Semprúns die Stadt Weimar zweifach zur Anwesenheit auf dem Appellplatz: einmal in Gestalt ihres Geheimen Rates, der über die Lagertorinschrift räsoniert, und zum anderen Mal die Weimarer BürgerInnen in Gestalt einer Mieterin, die das Lagerszenario vom Wohnzimmer aus betrachtet durchaus gemütlich empfindet. Primo Levis berühmtes und erschütterndes Gedicht am Ende des Readers verbindet und vertieft die literarischen Zugänge zum Grauen.

Wir reisten mit Texten. Unterricht wurde so auf eine Weise sinnvoll, da über das Medium Literatur eine Achronie an einem Ort entfaltet wurde, nicht "als gleichgültiges Nebeneinander, sondern (als) Ineinander der Epochen nach dem Modell eines Stativs"⁵, so daß wir von mehreren Stimmen aus verschiedenen Epochen begleitet die Orte in einer reichhaltigeren Aspektfülle erleben⁶ konnten.

Die Auszüge aus Kogons Standardwerk zum SS-Staat akzentuieren neben Yoram Kaniuks Bemerkung eine besonders perfide Ungeheuerlichkeit, die in Beamtendeutsch gezwängte Hierarchisierung der Hölle.

Wir reisten mit Texten, die unsere Reise zum Gespräch über Menschlichkeit, Barbarei, Aussöhnung und Verstehenwollen werden ließen. Daß wir Ursachen der Verquickung von Kultur und Gewalt z. B. im Nationalismus des 19. Jahrhunderts erblickten und der damit verbundenen Xenophobie feststellten, ergab sich nicht nur aus historischen Überlegungen, sondern spiegelt Gesprächsverläufe und Aufklärungsbedürfnisse der SchülerInnen wider.

Osteuropa, unsere kaum bewußt gehaltene, oft verdrängte Nachbarschaft zu Polen und Tschechien, Auschwitz, ...- gerieten fragend in den Denkhorizont der SchülerInnen. Der dem Reader abschließend beigegebene Text eines Schülers beschreibt dies eindrucksvoll.

JÜRGEN BUSCHE

DAS DELPHI DER DEUTSCHEN UND DIE ZUKUNFT⁷

Weimar - nicht eine Stadt, sondern eine Idee. Welche Zukunft hat Weimar in Deutschland? In den vierzig glücklichen Jahren der Bundesrepublik, die deutsch, aber nicht Deutschland war, verband sich mit dem Namen eine Angstformel, die schon früh geprägt wurde: Bonn ist nicht Weimar. Mit dieser Formel stellte sich die politische Geschichte, die der Name der Stadt eben auch signalisiert, nicht in Zusammenhang mit dem Beginn einer deutschen Republik, sondern mit ihrem unrühmlichen Ende. Das war ungerecht, aber nicht zu ändern. In einer imaginären Rangfolge der Schlagworte dürfte die „Weimarer Republik“, das „Weimar der deutschen Klassik“, das „Weimar Goethes und Schillers“ deutlich hinter sich lassen.

Weimar - das könnte ein Bildungsprogramm sein. Aber nicht als Bildungsgang



*Schiller- und
Goethedenkmal
vor dem
Nationaltheater
in Weimar*

durch ein Museum. Weder durch eines der Zeitgeschichte (die bald schon Zeitgeschichte nicht mehr sein wird, sondern Geschichte, die weit zurückliegt) noch durch eines der Literaturgeschichte. Beides würde - als Museum und als Geschichte - Weimar noch tiefer in die deutsche Kiste der Vergangenheit packen. Es wäre ein Wegpacken, trotz aller organisierbaren Speditionsleistungen von einzelnen oder vielen.

Weimar wird mit Sicherheit immer ein Bildungsprogramm sein. Aber kein nationales. Gegen „Bildung auf nationaler Grundlage“ hatte sich schon Friedrich Nietzsche nach der ersten deutschen Einigung in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gewandt, als er forderte: „Nicht deutsche Bildung, sondern Bildung des Deutschen ist unser erstes Ziel.“

Was kann damit gemeint sein? Vielleicht dieses: Das Nationale ist nicht das, wohin, worauf man sich zurückzieht, um das Eigene zu sichern, das man anderen mal überheblich zeigt, das man vor anderen mal besorgt versteckt, auf das einen Zugriff zu haben man anderen auf jeden Fall verweigert. Im Gegenteil, das Nationale ist das, womit man selbstbewußt zu den anderen Nationen tritt. Es gibt - wir wissen es seit Jahrhunderten - eine universale Bildung, zu der alle Nationen entsprechend ihrem Glück und ihrer Geschichte beitragen. Wir wissen es und wir zehren davon. Aber die Deutschen müssen erst noch lernen, sich als normale Nation zu begreifen, was nicht bedeutet, daß sie sich den Irrtum erlauben dürften, ihre Geschichte als eine normale zu betrachten.

Vielleicht müssen die Deutschen dafür erst lernen zu begreifen, was sie an Goethe haben. Die Deutschen haben Goethe nie geliebt. Und Liebe gehört schon dazu. Goethe ist der Dichter des universalen Geistes seiner Zeit - und damit ist er es für alle Zeiten: wie Homer, wie Dante, wie Shakespeare. Und mit Goethe ist den Deutschen auch der Zugang zu solcher Universalität in der eigenen Sprache bereitet. Ist Weimar bei solcher Konstellation lediglich der zufällige Wohnort Goethes für die längste Zeit seines Lebens? Weimar bedeutet mehr. Weimar bedeutet Goethe und Schiller. Die Freundschaft, die beide verband, verband zugleich den universalen und den nationalen Dichter. Ironie der Geschichte: der universale Dichter war Minister eines deutschen Duodez-Staates, der nationale Dichter war Ehrenbürger der durch die Revolution geschaffenen französischen Republik. Oder ganz unironisch: Nichts könnte besser veranschaulichen, wie unverkrampfter nationaler Geist nationale Grenzen überschreitet, und wie der universale Genius den Dienst im kleinen keineswegs als Beschränkung empfinden muß.

Weimar versammelt nicht lediglich einen, wie auch immer großartigen Zug des deutschen Geistes. Und von deutschem Geist zu sprechen, erlaubt uns Weimar, ohne daß wir in seichte Gewässer oder gefährliche Untiefen gerieten. Das bedeuten Goe-

the und Schiller. Das versichert uns der ganze Kreis, der die Geschichte der Goethezeit in Weimar versammelt, der mit dem nahen Jena, aber auch dem entfernten Berlin und Dresden, ja dem westfälischen Münster in enger Beziehung steht; und der Verleger der Bücher, Cotta, saß in Stuttgart.

Weimar, als Zentrum der deutschen Klassik, das ist auch der Kulminationspunkt intellektueller Entwicklungen, für die Städte wie Königsberg und Frankfurt stehen - das Königsberg Kants und Hamanns, auch Herder war aus Ostpreußen nach Weimar gekommen, das Frankfurt Hegels und Hölderlins. Sollte man im Norden Hamburg und Wolfenbüttel verschweigen, wo Lessing wirkte? Weimar wurde für alles, was aus diesen Städten erwuchs, was sich zugleich entwickelte, was folgte, der große Magnet.

Die alten Griechen, die seit jener Zeit eine solche Gewalt über das geistige Deutschland hatten, daß man sagen konnte (und gesagt hat), die Deutschen befänden sich zu ihnen in einer Art Sklaverei, sie hatten in Delphi das geistige Zentrum für das Bewußtsein ihrer Einheit, und sie pflegten es unabhängig davon, wie zahlreich und grausam die Kriege waren, die sie untereinander führten. Der äußerste Egoismus der Städte oder Stadtstaaten konnte die Verehrung für Delphi nicht beeinträchtigen. So war die Stadt des Orakels ein Ausdruck nationalen Zusammengehörigkeitsgefühls - bevor es den Begriff des Nationalen gab -, ohne jedoch ins Politische zu reichen, das die Griechen in ganz anderer Weise ernst nahmen.

Die Suche der Deutschen nach ihrer nationalen Identität, die nach vielem Schrecklichen, das sie der Geschichte Europas beschert hat, nun wieder aufgenommen zu werden scheint, diese Suche ist überflüssig, wenn man sich nur der Bedeutung Weimars recht bewußt ist. An dem, was Weimar in Deutschland darstellt, haben alle deutschen Länder und Landschaften teil. Alle können sich darin wiederfinden, aber nicht, um ein Deutschland im Kreis der Nationen zu isolieren, sondern ganz anders: um als Deutschland zu diesem Kreis zu gehören. Insofern befindet sich auch die neugegründete Deutsche Nationalstiftung mit Sitz in Weimar am rechten Platz. Denn für diese Vermittlerrolle Weimar wieder zu gewinnen, ist aller Anstrengung wert.

DIETHELM BLECKING - RAINER KOKENBRINK

WEIMAR & BUCHENWALD

Die geographische Nachbarschaft dieser für das deutsche Selbstverständnis so symbolträchtigen Orte erzwingt ein Nachdenken über die Fragen, was die Barbarei ermöglicht hat und wie diese Normalität der Unmenschlichkeit in Deutschland historisch gewachsen ist.

Im Sommer letzten Jahres ist in deutscher Übersetzung das Buch des Harvard - Wissenschaftlers Daniel Jonah Goldhagen⁸ erschienen, in welchem er diese Fragen neu zu beantworten versucht und damit eine heftige Diskussion über die Mitschuld der deutschen Bevölkerung an der Shoah auslöste. Denn entgegen der bisherigen Interpretationen der Shoah, die von einer kleinen tätigen, kriminellen Tätergruppe ausgehen und die Mitschuldigkeit der deutschen Gesamtbevölkerung mehr oder weniger verneinen, versucht Goldhagen den Nachweis einer allgemeinen Täterschaft zu erbringen. Die Täter seien gewöhnliche Deutsche gewesen, die aus Überzeugung und nicht unter existentiellern Zwang töteten. Sie seien Hunderttausende und fernab eines moralischen Skrupels tätig gewesen.

“(…) Die besondere Qualität, die die Wahrnehmungen und Werte der Deutschen, vor allem das Wesen ihres Antisemitismus, prägte - über die Tatsache hinaus, daß die Deutschen die Juden anders behandelten als andere „abgewertete“ Völker -, verlieh dem Holocaust Züge, die ihn von jedem anderen Völkermord unterschieden.

All jene Besonderheiten des Holocaust ergaben sich organisch aus dem dämonisierenden deutschen Rassenantisemitismus, der den Willen zu einer umfassenden Tötung der Juden aller Länder hervorbrachte, obwohl dem kein objektiver Konflikt mit den Juden vorausgegangen war, der im Unterschied zu allen anderen Genoziden wegen seiner absurden Konstruktion des Judentums anders als bei anderen Genoziden die totale Ausrottung der Juden verlangte, so daß keine „Keimzelle“ übrigblieb, aus der sich dieser ewige Erzfeind neu würde entwickeln können; der der Vernichtungskampagne der Deutschen eine enorme Energie verlieh, so daß sie dieses ungeheure und den ganzen Kontinent umfassende Projekt koordinieren und durchführen konnten; und der schließlich in den Vollstreckern eine grenzenlose Rachsucht weckte, die eine beispiellose Grausamkeit freisetzte.

Damit Menschen eine andere Gruppe von Menschen töten können, müssen zunächst die ethischen und emotionalen Schranken fallen, die sie normalerweise davon

abhalten, solch radikale Maßnahmen zu ergreifen. Menschen muß etwas sehr Tiefgreifendes widerfahren, ehe sie bereitwillige Vollstrecker eines ungeheuren Massensmords werden. Je mehr über den Umfang und den Charakter der Taten, die die deutschen Vollstrecker verübten, bekannt wird, desto weniger läßt sich an der Auffassung festhalten, daß sie mit Hitlers Weltbild nicht übereinstimmten.”⁹



*Torgebäude.
Ehemaliges
KZ-
Buchenwald*



JORGE SEMPRÚN

- 1923** geboren am 10. Dezember in Madrid
- 1937** während des Spanischen Bürgerkriegs Übersiedlung der Familie ins Exil nach Paris, Schulbesuch und Studium der Philosophie an der Sorbonne
- 1941** Semprún schließt sich der kommunistischen Résistance-Organisation „Francs - Tireurs et Partisans“ an
- 1942** Eintritt in die KP Spaniens
- 1943** von der deutschen Gestapo verhaftet, Deportation in das KZ Buchenwald
- 1945** Rückkehr nach Paris, bis 1952 Übersetzer bei der UNESCO
- ab 1953** koordiniert er im Auftrag und später als Mitglied des ZK und Politbüros der spanischen Exil-KP den Widerstand gegen das Franco-Regime
- 1957 bis 1962** leitet unter dem Decknamen Federico Sánchez im Franco-Spanien die KP- Untergrundarbeit
- 1964** Ausschuß aus der Partei wegen Abweichung von der Parteilinie
- seit 1964** freier Schriftsteller in Paris 1987, Fellow am Wissenschaftskolleg Berlin
- 1988 bis 1991** spanischer Kulturminister
- 1994** Friedenspreis des Deutschen Buchhandels
- 1995** Weimar-Preis der Stadt Weimar

JORGE SEMPRÚN

DIE GROSSE REISE ¹⁰

Ich betrete das Wohnzimmer, und tatsächlich, genauso hatte ich es erwartet. Oder vielleicht hatte ich im stillen bei allem Wissen, daß es so sein würde, doch noch gehofft, daß es anders sei. Eine unsinnige Hoffnung freilich, denn es konnte ja gar nicht anders sein, es sei denn, man lösche das Lager aus, radierte es aus der Landschaft weg. Ich trete ans Fenster des Wohnzimmers und blicke zum Lager. Genau im Rahmen eines der Fenster zeichnet sich der viereckige Krematoriumsschornstein ab. Ich stehe und blicke hinüber. Ich wollte sehen, jetzt sehe ich. Ich möchte tot sein, aber ich sehe, ich lebe und sehe. „Ein gemütliches Zimmer, nicht wahr?“ sagt hinter mir die grauhaarige Frau.

Ich wende mich um, aber ich sehe sie nicht, ihr Bild verschwimmt, das ganze Zimmer schwankt. Wie übersetzt man nur „gemütlich“? Verzweifelt versuche ich, mich an diese winzige Frage zu klammern, aber es gelingt mir nicht, ich rutsche aus und gleite über diese winzige Frage in den erstickenden, grausigen Alptraum, in dessen Mitte, von einem der Fenster umrahmt, sich der Krematoriumsschornstein erhebt. Was hätte wohl Hans in diesem Augenblick getan? Sicher hätte er sich nicht in diesen Alptraum stürzen lassen.

„Waren Sie abends immer in diesem Zimmer?“ frage ich. Sie sieht mich an. „Ja“, sagt sie, „in diesem Zimmer sitzen wir gewöhnlich.“ „Wohnen Sie hier schon lange?“ frage ich. „O ja“ sagt sie, „sehr lange schon.“

„Und wenn abends die Flammen aus dem Krematoriumsschornstein schlugen“, frage ich, aber es ist eigentlich gar keine Frage, denn es kann ja kein Zweifel darüber bestehen, „wenn abends die Flammen herausschlugen, sahen Sie dann die Flammen des Krematoriums?“ Sie zuckt jäh zusammen und greift sich an den Hals. Dann weicht sie einen Schritt zurück, und jetzt hat sie Angst. Bis jetzt hatte sie keine Angst, aber jetzt hat sie Angst.

„Meine beiden Söhne sind im Krieg gefallen“, sagt sie. Sie wirft mir also die Leichen ihrer beiden Söhne zum Fraß vor, zieht sich hinter die toten Körper ihrer im Krieg gefallenen Söhne zurück. Sie versucht mir einzureden, ein Leid wiege das andere auf, alle Toten wögen gleich schwer. Dem Gewicht meiner toten Kameraden, dem Gewicht ihrer Asche stellt sie das Gewicht ihres eigenen Leides entgegen. Aber nicht alle Toten wiegen gleich schwer. Kein Gefallener der deutschen Armee wiegt je so schwer wie das Gewicht des Rauches eines einzigen meiner toten Kameraden. „Hof-

fentlich sind sie gefallen“, sage ich.

Sie weicht noch einen Schritt zurück und steht jetzt mit dem Rücken zur Wand.

Es ist genug. Ich will dieses - wie übersetzt man das nur? - gemütliche Zimmer verlassen, will wieder im Licht des Frühlings sein, bei meinen Kameraden, in meinem Gehege sein, will versuchen, heute abend mit Walter zu sprechen, der seit zwölf Jahren im Lager ist, der seit zwölf Jahren mühselig mit seinem von der Gestapo zerschmetterten Kiefer das Lagerschwarzbrot kaut, der seit zwölf Jahren das Lagerschwarzbrot mit seinen Kameraden teilt und seit zwölf Jahren sein unbesiegbares Lächeln trägt. Ich muß daran denken, wie wir, Walter und ich, damals zusammen am Radio die Nachricht von der großen russischen Offensive hörten, der letzten, die schließlich bis ins Kerngebiet Deutschlands branden sollte. Ich muß daran denken, wie Walter vor Freude weinte, denn diese Niederlage seines Landes war vielleicht der Anfang vom Sieg seines Landes. Er weinte vor Freude, denn er sah, daß er jetzt getrost sterben konnte. Das heißt, er hatte jetzt nicht mehr nur einen Grund, zu leben, sondern auch, gelebt zu haben. In den Jahren 1939, 1940, 1941 hatten die SS-Leute die Gefangenen gezwungen, auf dem Appellplatz im Stillgestanden die Siegesmeldungen anzuhören, die das nazistische Oberkommando der Wehrmacht bekanntgab. Da hatten sie, Walter hat es mir erzählt, die Zähne zusammengebissen und sich geschworen, auszuhalten bis zum Schluß, komme, was wolle. Jetzt war es so weit. Viele von ihnen waren zwar tot, und selbst die noch Lebenden waren todwund, nie mehr würden sie leben können wie andere, aber sie hatten ausgehalten. Walter weinte vor Freude, er hatte ausgehalten, er hatte bewiesen, daß er seiner selbst und des Lebensziels, das er sich vor langen Jahren in einer Wuppertaler Fabrik gesteckt hatte, würdig war. Ich mußte Walter heute abend sehen, ich mußte mit ihm reden.

Die grauhaarige Frau steht mit dem Rücken an der Wand und starrt mich an.

Ich habe nicht die Kraft, ihr zu sagen, daß ich ihren Schmerz verstehe, daß ich ihn achte. Ich weiß, daß der Tod ihrer beiden Söhne für sie das Bitterste, Ungerechteste war, was es gab. Ich habe nicht die Kraft, ihr zu sagen, daß ich ihren Schmerz verstehe und dennoch über den Tod ihrer Söhne, das heißt, über die Vernichtung der deutschen Armee, froh bin. Ich habe nicht mehr die Kraft, ihr das alles zu sagen.

Indessen hatten wir¹² die Waldpfade verlassen und befanden uns jetzt auf dem Platz, der sich vor dem Tor des Umerziehungslagers erstreckt, das vor einigen Jahren auf dem Nordhang des Ettersberges errichtet worden war. Goethe betrachtete das Eingangsgitter, dessen Mitte eine schmiedeeiserne Inschrift schmückte, die von unserem Standort aus deutlich lesbar war: JEDEM DAS SEINE.

Er nickte schwermütig.

„Wußten Sie“, sagte er zu mir, „daß der Baum, in dessen Schatten wir gerne rasteten, im Inneren der Lagerumzäunung stehengeblieben ist? Wieder eine typisch deutsche Geste, die ich zu schätzen weiß! Trotz der schrecklichen Notwendigkeiten des Krieges ist dieser Baum - den die Offiziere und Soldaten dieser Garnison weiterhin Goethe-Baum nennen, was sicherlich dazu beiträgt, die Stimmung dieser elenden Eingesperrten aus verschiedenen Gründen zu heben, - nicht gefällt worden.

Er ragte noch bis vor einigen Monaten, stolz und majestätisch, irgendwo zwischen den Küchengebäuden und der Effektenkammer empor. Ja, ich weiß diese Achtung vor den Erinnerungen an unsere Geschichte zu schätzen. Bereits 1937, als die Errichtung dieses Umerziehungslagers in Angriff genommen worden war, hatte mich der Protest des nationalsozialistischen Kulturbundes von Weimar zutiefst gerührt, der verlangte, daß das Lager nicht den Namen KZ Ettersberg tragen solle, weil besagter Ort mit meinem Leben und meinem Werk unvergänglich verknüpft sei.

Ich kann es Ihnen gestehen, Eckermann, dieser Protest und die letztlich getroffene Entscheidung - von höchster Instanz, wie ich aus zuverlässiger Quelle weiß -, diesen Ort KZ Buchenwald zu nennen, hatten mich zutiefst gerührt!“

Ich habe in diesem Moment geglaubt, den feuchten Schimmer einer Träne in Goethes Augen wahrzunehmen, und ich habe mich, selbst vor Ergriffenheit bebend, abgewandt.

Aber Goethe hatte sich sogleich wieder gefangen.

„Wer weiß“, sagte er. „Vielleicht werden all diese unglücklichen Individuen, wird dieses Gemisch aus den verschiedensten Nationen, das hier entsteht, dazu beitragen, eine gemeinsame europäische Seele zu schmieden? Die listigen Umwege der Geschichte sind, wie Ihnen nicht unbekannt ist, mein lieber Eckermann, zahlreich!“

Dann nahm Goethe mich wieder beim Arm und ließ mich einige Schritte auf das Lagertor zu machen.

„Sehen Sie diese Inschrift?“, fragte er mich. „Jedem das Seine. Ich weiß nicht, wer

der Verfasser ist, wer die Initiative ergriffen hat. Aber ich finde es sehr bedeutungsvoll und sehr ermutigend, daß eine derartige Inschrift das Eingangstor zu einer Stätte der Freiheitsberaubung, der Umerziehung durch Zwangsarbeit zierte. Denn was bedeutet letztlich Jedem das Seine? Ist das nicht eine ausgezeichnete Definition einer Gesellschaft, die dazu gebildet worden ist, die Freiheit aller, die Freiheit der Allgemeinheit, wenn es sein muß, sogar auf Kosten einer übertriebenen und unseligen individuellen Freiheit, zu verteidigen? Ich habe es Ihnen bereits vor mehr als einem Jahrhundert gesagt, und Sie haben es in Ihren Gesprächen¹³ unter dem Datum, Montag, dem 9. Juli 1827, aufgezeichnet. Erinnern Sie sich daran? Wir sprachen über die politische Lage in Frankreich, mit dem Kanzler - natürlich nicht mit Hitler, sondern mit dem Kanzler Meyer, denn wir haben auch Kanzler gekannt, nicht wahr? - über das neue Pressegesetz. Ich sagte Ihnen an diesem Tage: Das einschränkende Gesetz wird nur wohltätig wirken, zumal die Einschränkungen nichts Wesentliches betreffen, sondern nur gegen Persönlichkeiten gehen. Eine Opposition, die keine Grenzen hat, wäre eine Platitude. Die Einschränkung nötigt sie, geistreich zu sein, und dies ist ein sehr großer Vorteil ... Die Nötigung regt den Geist auf, und aus diesem Grunde, wie gesagt, ist mir die Einschränkung der Preßfreiheit sogar lieb!“

Goethe hatte das in einem einzigen Zug gesagt, und ich konnte nicht umhin, sein Gedächtnis zu bewundern: ich war überzeugt davon, daß all das in der Tat wortwörtlich in meinen Gesprächen stand. Übrigens bewies mir sein schelmischer Blick, daß er selbst ebenso überzeugt davon war.

„Ich bin verblüfft, Exzellenz“, sagte ich zu Goethe, „über die Kontinuität und Stand-



Lagertor-
inschrift
Buchenwald

haftigkeit hinsichtlich dieses Themas. Aber ich glaube, wenn Sie mir gestatten, Ihnen meinerseits die Güte meines Gedächtnisses zu beweisen - gewiß angeregt von der Würde Ihrer Worte -, ich glaube, daß die genaueste und treffendste Formulierung Ihrer Vorstellung von der Freiheit am Donnerstag, dem 18. Januar 1827, geäußert worden ist, so wie ich es in meinen Gesprächen aufgezeichnet habe: Es ist mit der Freiheit ein wunderlich Ding, haben Sie an diesem Tag zu mir gesagt. Und jeder hat leicht genug, wenn er sich nur zu begnügen und zu finden weiß. Und was hilft uns ein Überfluß von Freiheit, die wir nicht gebrauchen können! ... Hat einer nur so viel Freiheit, um gesund zu leben und sein Gewerbe zu treiben, so hat er genug, und so viel hat leicht ein jeder. Und dann sind wir alle nur frei unter gewissen Bedingungen, die wir erfüllen müssen. Der Bürger ist so frei wie der Adelige, sobald er sich in den Grenzen hält, die ihm von Gott durch seinen Stand, worin er geboren, angewiesen. Der Adelige ist so frei wie der Fürst; denn wenn er bei Hofe nur das wenige Zeremoniell beobachtet, so darf er sich als seinesgleichen fühlen. Nicht das macht frei, daß wir nichts über uns anerkennen wollen, sondern eben daß wir etwas verehren, das über uns ist. Denn indem wir es verehren, heben wir uns zu ihm hinauf und legen durch unsere Anerkennung an den Tag, daß wir selber das Höhere in uns tragen und wert sind, seinesgleichen zu sein.“

Goethe hatte der Erinnerung an seine eigenen Gedanken zugehört und dabei mit sichtbarer Genugtuung genickt. „Sehen Sie, mein Guter“, sagte er zu mir, „ich hatte diese Formulierungen vergessen. Aber ich halte in der Tat immer noch daran fest. Und daher kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, wer auch immer der Verfasser dieser Inschrift am Tor des Umerziehungslagers, Jedem das Seine, sein mag, ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß ich darin für etwas gut bin, daß sich darin der Atem meiner Inspiration wiederfindet. In der Tat, Jedem das Seine, jedem der Platz, der ihm durch Geburt, durch Talent in der Hierarchie der Freiheiten und der individuellen Einschränkungen zukommt, aus denen die Freiheit aller besteht.“ Immerfort redend, hatten wir dem Lagereingang den Rücken gekehrt, wir schritten erneut über die Waldpfade auf jene Lichtung des Falkenhofes zu, die heute Goethes Gedanken in Bann zu schlagen und seine Schritte unwiderstehlich anzuziehen schien. (...).

GOETHE IN EINEM GESPRÄCH MIT

JOHANN PETER ECKERMANN AM 12. 3. 1828¹⁴

Ich brauche nur in unserm lieben Weimar zum Fenster hinaus zu sehen, um gewahr zu werden, wie es bei uns steht. - Als neulich der Schnee lag und meine Nachbarskinder ihre kleinen Schlitten auf der Straße probieren wollten, sogleich war ein Polizeidiener nahe, und ich sah die armen Dingerchen fliehen, so schnell sie konnten. Jetzt, wo die Frühlingssonne sie aus den Häusern lockt und sie mit ihresgleichen vor ihren Türen gerne ein Spielchen machten, sehe ich sie immer geniert, als wären sie nicht sicher und als fürchteten sie das Herannahen irgendeines polizeilichen Machthabers. - Es darf kein Bube mit der Peitsche knallen oder singen oder rufen, sogleich ist die Polizei da, es ihm zu verbieten. Es geht bei uns alles dahin, die liebe Jugend frühzeitig zahm zu machen und alle Natur, alle Originalität und alle Wildheit auszutreiben, so daß am Ende nichts übrig bleibt als der Philister. (...) Von gesunden Sinnen und Freude am Sinnlichen ist (. . .) keine Spur, alles Jugendgefühl und alle Jugendlust ist ausgetrieben, und zwar unwiederbringlich.



1932: Adolf Hitler
nimmt auf dem
Marktplatz in Weimar
die Parade ab

KLAUS DERMUTZ

EIN GESPRÄCH MIT DEM ISRAELISCHEN SCHRIFTSTELLER
YORAM KANIUK¹⁵

Der 1930 in Tel Aviv geborene und dort lebende Schriftsteller Yoram Kaniuk gehört zu den bedeutendsten Autoren Israels. Bekannt wurde er in Deutschland, zu dem er, wie er in diesem Interview bekennt, eine besonders enge Beziehung hat, durch seine großen Romane u. a. Adam Hundesohn und Der letzte Jude. Klaus Dermutz sprach mit Yoram Kaniuk kürzlich in Berlin.

Herr Kaniuk, Sie wurden 1930 in Tel Aviv geboren, aber gezeugt wurden Sie in Weimar.

Kaniuk: Nicht direkt in Weimar, sondern zwischen Weimar und Buchenwald. Mein Vater hatte eine Goethe-Leidenschaft. Er unternahm mit meiner Mutter 1929 eine Reise nach Deutschland, um seine Freunde zu treffen. Meine Eltern besuchten



*Mahnmal
Buchenwald
- Fritz Cremer's
Figurengruppe*

auch Weimar, und gemäß der Familiengeschichte wurde ich in der Nähe von Weimar empfangen.

Das ist typisch für meinen Vater, und auch für mich ist es von einer symbolischen Bedeutung. Ich bin zwischen den zwei Städten gezeugt worden, die für mich für Deutschland stehen: zwischen Weimar und Buchenwald. Der Goethe-Baum und der Tod. Der Onkel meines Vaters wurde in Buchenwald hingerichtet. Dieser Onkel war zum Christentum übergetreten und lebte in Berlin. Der Übertritt zum Christentum hat dem Onkel nicht geholfen, weil seine Großväter Juden waren. Warum wir von der Ermordung unseres Onkels wissen - auf einer Mauer stand geschrieben: Kaniuk singt gut. Dieser Onkel kam nicht in Auschwitz um. Es war besser, in Buchenwald als in Auschwitz zu sterben.

EUGEN KOGON

DER SS - STAAT.

DAS SYSTEM DER DEUTSCHEN KONZENTRATIONSLAGER¹⁶

Das SS-WVHA hat drei Stufen von Konzentrationslagern geschaffen. Stufe 1 (Arbeitslager) stellte die mildeste Form dar, Stufe II eine Verschärfung der Lebens- und Arbeitsverhältnisse, Stufe III die »Knochenmühlen«, die man nur in den seltensten Fällen lebend verließ. Die nie voll verwirklichte Absicht der Gestapo war es, alle Kriminellen, Homosexuellen, Juden und besonders gefährlich erscheinende politische Schutzhäftlinge, gleichgültig welcher Nation, auf Stufe III zu setzen. Die Beurteilung durch die örtlichen Gestapo-Leitstellen war aber verschieden, die Lagerführungen gaben vielfach Arbeitskräfte, die für sie besonders wertvoll waren, nicht mehr ab, vereitelten auch Verfügungen, die ihnen nicht paßten, und schließlich erwies es sich als nützlich, die Häftlingskategorien in allen Lagern gemischt zu halten, um den Politischen die Möglichkeit zu nehmen, die Verhältnisse in ihrem Sinn zu bessern und zu verfestigen. (...) Wie es in den KL wirklich zuging, ob die Lage völlig untermenschlich oder nur im großen ganzen barbarisch wurde, hing von einem Dutzend anderer Umstände ab als von dieser Einteilung. Dachau war zum Beispiel immer Stufe I, was bei jedem Kenner des Lagers nur eine Art gruseliger Heiterkeit hervorrufen kann. Buchenwald hatte, als es noch Stufe II war - es wurde am 28. April 1944 der Stufe I zugeteilt -, längst bessere Allgemeinverhältnisse als Dachau. Der

einzig halbwegs greifbare Vorteil, der sich aus der günstigeren Stufe möglicherweise ergeben konnte, war eine etwas erhöhte Lebensmittelzuteilung für das betreffende Gesamtlager. Anzunehmen, daß sich daraus auch eine bessere Ernährung des einzelnen Häftlings habe erzielen lassen, wäre, wie sich zeigen wird, ganz und gar falsch. Man kann lediglich sagen, daß es in jedem Lager allgemein noch sehr viel schlimmer wurde, sobald eine Einweisung in die tiefere Stufe erfolgte, und daß für den Einzelnen die Katastrophe umso grauenvoller war, je schlechter er von vornherein eingestuft wurde. Nur den allerwenigsten Häftlingen war es überhaupt bekannt, daß es jenen Unterschied gab. Man wußte nur, daß es »da besser« und »dort schlechter« war, ganz unabhängig von jenem Schema. Eine Ausnahme machten lediglich die speziellen Arbeitslager, die von der SS außerhalb der eigentlichen KL-Kategorien in sehr großer Zahl geschaffen worden sind. In ihnen genoß der Häftling einen außerordentlichen Vorteil: er wußte, daß er nur 6 bis höchstens 12 Wochen blieb und dann die Hölle wieder verlassen durfte. Dieses Bewußtsein allein machte einen Großteil der Qualen erträglicher. (...) Dann wollen wir in gleicher Ruhe und Sachlichkeit die weitere Frage stellen: Wie hat das deutsche Volk auf das Unrecht reagiert? Als Volk überhaupt nicht. Das ist eine bittere Wahrheit. Man hat zur Erklärung des Versagens anführen wollen, daß Deutschland zu spät in der Geschichte seine Einheit erlangt habe; es sei ihm dadurch die Möglichkeit verschlossen geblieben, über gewöhnliches nationales Empfinden hinaus eine öffentliche Meinung von Rang zu entwickeln und für höhere Werte geschlossen aufzutreten. Abgesehen von der Tatsache, daß es nationale Einheiten gibt, die im gleichen Jahrhundert, ja um dieselbe Zeit entstanden sind, ohne daß man sagen könnte, diese Völker hätten Unrecht so hingenommen wie die Deutschen, verwechselt jener Erklärungsversuch Ursache und Wirkung: die besondere Art des Deutschen ist es, die ihn so spät zur nationalen Einheit hat gelangen lassen, nicht die späte staatspolitische Konkretisierung, die seine Art erzeugt hätte. Während alle übrigen europäischen Völker - von einigen slawischen vielleicht abgesehen - ein festes, bestimmtes Verhältnis zu der Wirklichkeit haben, in die sie gestellt sind oder die sich ihnen eröffnet, so daß sie ihren realpolitischen Weg in der Geschichte bald fanden und mit einer gewissen Konsequenz, wenn auch mit wechselndem Erfolg gehen konnten, sind die Deutschen ein Volk der Möglichkeiten, nicht der Tatsachen. Schweifend im Reich der Phantasie, unerschöpflichen Plänen, vielen Empfindungen und Träumen hingegeben, sieht es in jeder Konkretisierung eine Beeinträchtigung des Hohen und Idealen. Wie es dem Irrglauben aus Glaubensüberfülle verfällt, so darin leidet einer realen Bindung, die gar nicht einmal aus ihm stammt.

FRED WANDER

JOSCHKO UND SEINE BRÜDER¹⁷

Und wie kamen wir nach Buchenwald? Mit Festtagsstimmung im Herzen. Bezahlt hatten die andern, die auf dem Weg geblieben waren. Sollten wir uns also nicht freuen? Freude sang der Himmel über uns, ein heller Märzhimmel, ein Frühlingshimmel. Sie trieben uns in den Pferch vor der Kleiderkammer, wir kannten das schon, es erschreckte uns nicht. Wir würden uns ausziehen, die stinkenden, verlausten Fetzen von uns werfen und ein Bad nehmen. Geschoren würden wir sein, am gleichen Abend noch, und angetan mit Drillich, das von der Desinfektion roch, scharf und würzig. Halleluja, die Menschheit hatte überlebt, sie hatte in uns überlebt, die wir alle Plagen, alle erdenklichen, ausgepichteten Plagen ertragen hatten und nun im Staub lagen vor der Kleiderkammer, goldener Staub, goldenes Leben. Geschlagen waren wir und siegreich. Der Staub hatte noch Wärme von diesem ersten Sonnentag. Einige krochen herum, ermattet von der großen Prüfung. Und nun lächelten sie, betasteten einander, ruhig und staunend: Du? Und du? Hab schon gedacht, weil ich dich nicht gesehen hab ... Es gab noch Freunde, Gefährten, Verschworene. Die Juden und die Christen und die Politischen, sie alle waren ein Leib und voll Zärtlichkeit zueinander geladen zu der Tafel des Lebens!

Ich sah auch Petrow wieder. Er lag im Staub vor der Kleiderkammer, vor der Desinfektion. Verwundet, krank und elend lag er da, aber mit dem strahlenden Lächeln des Überwinders. Sein Bein war wieder geschwollen. Die letzten Kilometer den Ettersberg hinauf hatte er nicht mehr marschieren können. Die ganze Blutstraße entlang hatte ihn ein Kamerad getragen. Ein Küchenbulle aus Kalisch, einer von den verdammten, rädigen Fressern, einer dieser Hundesöhne, ein Teufel, ein Engel, hatte ihn auf seinen Schultern den Berg hinaufgeschleppt. Die letzten Meilen vor dem Ende, im Angesicht der Tore Buchenwalds, hatten sich die Hundesöhne erbarmt, die noch Kraft hatten, die das Brot der Schwachen gegessen hatten. Sie luden sich die Muselmänner auf die Schultern und trugen sie hoch. Nun lagen sie da, die Erretteten. Wie sollte es weitergehen? Die Front war ganz nah, die Luft jauchzte von Geschützlärm irgendwo hinter den nächsten Bergen. Morgen konnte der Krieg zu Ende sein. Buchenwald war groß. In Buchenwald fühlte man sich geborgen. Wer Crawinkel und Ohrdruf gesehen hatte ...

Und was geschah am nächsten Tag? Am nächsten Tag umzingelten Gestiefelte die Baracken des Quarantänelagers und trieben die Häftlinge, die gestern erst ge-

kommen waren, zum Appellplatz hinauf. Stundenlang lagen wir dort wieder im Staub und auf den kalten Steinen. Dann dröhnte der Lautsprecher: Die Juden zum Tor. Alle Juden zum Tor! - Die Juden erhoben sich ohne Zögern. Ich beobachtete sie erstaunt: jeder mußte wissen, jeder, jeder mußte es wissen - wer jetzt noch das Lager verließ, war verloren! Aber die Juden vom Appellplatz gingen zum Tor. Geschlossen und wie in Trance marschierten, krochen, schleppten sie sich zum Tor. Wenn da ein Krater gewesen wäre, ein Krater voll glühender kochender Lava, und wenn der Gestiefelte oben in der Schreibstube der SS - Luzifer -, nein, dieser kleine, lächerliche, bejammernswerte Stiefelträger, in den Verstärker gerufen hätte: Juden, stürzt euch hinein!, sie hätten sich hineingestürzt. Ich habe es nie verstanden. War ich denn ein Verräter, weil ich liegenblieb, im Staub, als sich meine Kameraden erhoben? Ließ ich sie im Stich? Ich dachte an den Galgen von Crawinkel und an den Blick des Partisanen, an seinen haßerfüllten, entschlossenen, herrlichen Blick ... Ich sah damals, als sie zum Tor gingen, die Kameraden zum letztenmal. (Nur einem sollte ich ein halbes Jahr später begegnen, ein Junge aus Sosnowiec, den man aus einem Waggon - aus einem von zwanzig Waggonen voller Toten geborgen hatte.)

Kurz darauf rief man die Russen, die Tschechen, die Polen, die Franzosen. Wer versuchte jetzt noch Ordnung in das Chaos zu bringen, ein Verrückter? Ich hängte mich an die Franzosen. Man geleitete uns zurück zum Quarantänelager, sie hatten nicht genug Züge und Wagen, um das Lager zu evakuieren. Die Hand des Henkers wußte nicht mehr, was sie tat. Und am nächsten Morgen ging die Jagd wieder los, versuchten sie von neuem Tausende in einen Transport zu pressen. Ich entging noch

*Gedenkstätte
Buchenwald
- Mahnmal für
die gemordeten
Sinti und Roma*



zweimal der Umzingelung und rettete mich beim drittenmal in die Krankenbaracke, vor der eine gelbe Fahne wehte. Die Baracke war voll von Fleckfieberkranken. Mit dem Besen trieben mich die Pfleger hinaus: Was willst du hier, krank werden? Schau dich an, einer wie du überlebt es nicht! - Drei oder vier Rekonvaleszenten (sie hatten die Krankheit nur überstanden, weil sie geimpft worden waren!) krochen hinter der Baracke in der Morgensonne herum. Es war noch kalt, bitter kalt, aber sie tranken die Sonne mit lächelnder Gier. Geh in die Kinderbaracke, riet mir einer, dort finden sie dich nicht! Ich folgte ihm, ging in die Kinderbaracke. Und was habe ich dort gesehen? Dort hab ich Joschko gesehen!

Als ich die Baracke betreten wollte, fiel ein Haufen Kinder über mich her. Was willst du hier, verschwinde! sollte das heißen. Verstehen konnte ich fast nichts, sie redeten, schrien in einem barbarischen Jargon aus Russisch, Polnisch, Jiddisch und Deutsch. Was war mit diesen Kindern geschehen? Ich fürchtete mich, hatte ebensolche panische Angst wie damals in Frankreich, als mich nachts auf den Landstraßen die wilden Hunde angefallen hatten. Ich drehte mich verzweifelt um und sah drüben bei den andern Baracken Gestiefelte mit vorgehaltener Pistole Häftlinge zum Appellplatz treiben. Entschlossen drängte ich mich zurück in die Kinderbaracke. Sodom und Gomorrha: Ich sah Haufen von Unrat zwischen den vierstöckigen Pritschen liegen, Fetzen von weggeworfenen Kleidungsstücken, auch tote Kinder und zwei oder drei Leichen von Erwachsenen lagen auf den Brettern. Die Auflösung des Lagers hatte begonnen. Die ordnende Hand des illegalen Lagerkomitees erreichte nicht mehr die letzten Baracken des Quarantänelagers. Ich packte eine Leiche bei den Füßen und schleppte sie vor den Eingang hinaus, wo schon verschiedene Kadaver lagen. (Neben jedem Eingang der Baracken lagen Tote aufgeschichtet zu Haufen!) Ich suchte mir einen leeren Platz, ließ mich sinken und schlief ein. Als ich erwachte, war es Nacht. Durch die Fenster drang Licht von den Scheinwerfern der Türme. Wir befanden uns unten am äußersten Rand des Lagers, nahe den Pferdeställen. In der Baracke hausten vielleicht hundertfünfzig Kinder. Sie schliefen jetzt, auch hier hörte man die Schläfer wimmern und phantasieren. Neben mir zur Rechten lag ruhig ein alter Mann. Er mußte nach mir gekommen sein. Auf der andern Seite, zu meiner Linken, hatten sich sechs oder sieben winzige verdreckte Kerle zusammengedrängt. Einige von ihnen waren Brüder, andere waren Vettern. Der Älteste hieß Joschko, der jüngste Naftali, mehr konnte ich nicht von ihnen erfahren. Naftali hatte sich wie ein Igel zusammengerollt und in Joschko gekuschelt. Joschko hielt auch im Schlaf seinen Arm schützend um den kleinen Bruder. Ich erwachte mehrmals und betrachtete dieses Bild: Immer lagen sie so da, auch in den folgenden Nächten. Bei Tag hätte sie wohl die eigene Mutter nicht erkannt! Als ich im Morgengrauen den Kopf hob, traf mich

Joschkos Blick. Der Blick eines Buchenwaldkindes: Sein Gesicht war dunkel und ernst. Der kalte und tragische Ernst eines gehetzten Tieres. Wenn der Kleine den Kopf hob und leise wimmerte im Halbschlaf, fauchte ihn der Große an, wie eine Katze, wild, böseartig und zärtlich zugleich. Er preßte ihn an sich, nicht liebevoll, wie mir schien, mit der Urangst der Kreatur. Forschend, aber teilnahmslos drangen seine Augen in mich ein. Über der Nase kerbte eine tiefe Falte die Knabenstirn. Ich suchte vergeblich den Schmelz der Kindheit in dem Blick, Anmut und Naivität. Hier hatte Erfahrung umgeackert. Hatten diese kleinen Menschentiere einst in Zimmern gewohnt, in Betten geschlafen, sich von Mutterbrüsten genährt? Ein jüdisches Zimmer, matter Glanz uralter Kommoden, der siebenarmige Leuchter im Schrank, hervorgeholt zu den Festen, die koscheren Terrinen, die weißen Damasttücher, für den Seder bewahrt. Blick aus dem Fenster auf die enge Gasse, wo Männer mit roten Bärten und Schläfenlocken vornübergeneigt dahineilen, als trügen sie unsichtbare Lasten. Der verschleierte Blick des Vaters, die Tränen der Mutter, wenn sie benschte, die Kinder liebte, wenn sie lachte und sang. Vielleicht war Joschkos Vater Kantor, ich konnte nichts darüber erfahren. Vielleicht erinnerte sich das Kind an seine Stimme, an Psalmen, die seine ersten Jahre verklärten. Ich fragte ihn: Wo kommt ihr her? Er antwortete heiser mit der einen Frage, der einzigen Frage: Hast du Brot? Da ich verneinen mußte und auch sonst nichts zu bieten hatte, was seinen Argwohn oder seine Neugier reizte, wandte er sich von mir ab. Bald darauf wurde es rege in der Baracke. Die Kinder sprangen von den Pritschen und rannten hinaus. Durchs Fenster sah ich sie den Boden und alle Winkel absuchen, in die leeren Baracken eindringen, wo noch Tote lagen. Sie durchstöberten alles, wühlten in den Taschen der Toten und Sterbenden nach einem vergessenen Stück Brot. Sie wußten, die Verhungerten konnten oft das Brot nicht mehr schlucken, weil die Speicheldrüsen versagten, und trugen steinhart gewordene Rationen mit sich herum. Manchmal kam nun ein kleiner Räuber triumphierend zurück. Die andern holten in leeren Konservenbüchsen Wasser, dann machten sie Feuer und kochten das Brot, legten eine halbverfaulte Rübe dazu, ein gefeierter Fund. Sie hockten um den Ofen, hüteten ihren Schatz, waren bereit, ihn mit Zähnen und Klauen zu verteidigen.

Einmal am Tag kam ein Handwagen gefahren, bewacht von drei oder vier Häftlingen des Küchenkommandos. Sie räumten die Baracke und warfen durchs Fenster die Brotrationen hinaus. Getümmel und Kampf. Wer ein Stück Brot erhaschte, mußte es fest auf den bloßen Körper unter die Achsel klemmen und versuchen, die Mauer der Leiber zu durchbrechen. Die Nägel der Hungrigen bohrten sich in seine Hände. An jedem, der Brot aus der Luft gefangen hatte, hing eine gierige Mensentraube.

Im oberen Lager hörte man Schüsse. Sie erzählten sich, die Politischen kämpf-

ten mit Waffen, die sie jahrelang vergraben hatten, gegen die SS. Häftlinge mit Handgranaten und Gewehren? Viele wollten es nicht glauben, sie glaubten nicht mehr an Rettung, glaubten nicht an Kampf. Eines Morgens hörten wir Pferdegetrappel. Als wir hinausblickten zu den Ställen, sahen wir - sie führten in Eile die Pferde weg. Die Gestiefelten machten sich davon.

Alle Kinder lagen auf den Pritschen. Durch den Lautsprecher war die Aufforderung gekommen, in den Baracken zu bleiben. Über den Dächern der Baracken pfiffen Kugeln. Bewaffnete Formationen der Häftlinge marschierten vorbei. Am Nachmittag hörten wir unter uns auf dem weiten baumlosen Hang außerhalb des Lagers laute Rufe und Geschrei. Einige Verwegene rannten durch den Gemüsegarten bergab und winkten mit weißen Tüchern. Auf der Landstraße, tief unten im Tal, rollten amerikanische Panzer. Sie rollten, blieben stehen und böllerten ohne Pause. Das also war die Stunde der Befreiung. (Wir glaubten es noch nicht, es würden Tage vergehen, ehe wir tatsächlich an unsere Rettung glaubten!) Die Kinder begriffen gar nichts. Die drei oder vier Erwachsenen, die wie ich Asyl in der Kinderbaracke gefunden hatten, waren zu schwach und voll Skepsis. Daß der Krieg für uns zu Ende sei, die Nazis



„Seziertisch“
im Krematoriums-
gebäude

geschlagen, die SS geflohen oder von den Politischen gefangen und daß wir frei sein sollten, das konnte in dieser Stunde keiner fassen. Teilnahmslos hörten die Kinder das Schießen, das Rollen der Panzer, die Rufe und Kommandos der aus dem Boden gestampften Formationen, hörten die Worte einiger weniger, die von Baracke zu Baracke liefen und Siegesnachrichten überbrachten. Die Kinder hatten viel gehört und nichts geglaubt. Ihre Wirklichkeit war das Lager.

Erst als zwei von den größeren Jungen hereinkamen und ihre Taschen entleerten, die voll Kartoffeln waren (sie hatten unten im Gemüsegarten eine Miete geöffnet), merkten einige, daß etwas Ungewöhnliches geschehen war. Plötzlich entstand ein Handgemenge. Joschko und seine Brüder hatten sich auf die Kartoffeln gestürzt. Die Großen lachten und fluchten, sie sollten doch selber hinunter in den Gemüsegarten gehen und sich die Taschen füllen, die Mieten gehörten jetzt uns, und die Stiefelträger seien verschwunden! Sie verdroschen ein paar von den Kleinen. Joschko und die anderen stutzten, verstanden aber kein Wort. Im nächsten Augenblick warfen sie sich noch heftiger in den Kampf. Entschlossen bis zum äußersten, wollten sie ihren Anteil an dem Reichtum haben. Ein paar Hände voll Kartoffeln, deren Anblick sie rasend gemacht hatte, wie der Anblick einer Fata Morgana die Verdurstenden in der Wüste rasend macht. Es gab eine wilde Schlägerei, blutende Nasen und Hände, Geheul. Von den Pritschen herunter schauten mit glasigen Augen erschrockene Jungen, die zu schwach waren, sich zu erheben, für sie kam die Freiheit zu spät. Nach dem Kampf lagen Joschko und seine Brüder erschöpft neben mir auf den nackten Brettern. Naftali weinte leise, und Joschko drückte ihn an sich, hielt den Kopf leicht gehoben, noch immer schwer atmend, und beobachtete mit zusammengekniffenen funkelnden Augen die Vorgänge in der Baracke. Die Großen brieten die Kartoffeln auf der Herdplatte, würziger Duft breitete sich aus ... Was war geschehen? Am Nullpunkt des Tausendjährigen Reiches. Die Mauern von Jericho waren gefallen, aber Joschko und seine Brüder hatten die Posaunen nicht gehört. Sie sahen nicht das offene Tor zur Freiheit, weil sie nicht wußten, was Freiheit ist. Im Gesicht Joschkos spiegelte sich Verschlagenheit des Fuchses, Gleichmut der Katzen, wölfischer Ernst. Sein Anblick entzückte mich. Mich hatte eine Art Ekstase gepackt, ich allein schien zu wissen, was diese Stunde wog. Doch nicht die Jubelrufe der Kameraden im oberen Lager, die gedämpft zu uns drangen, nicht der heitere Schnalztton vorbeisausender Kugeln, aus Gewehren, von Häftlingshänden gehalten, nicht der dumpfe Gesang alliierter Flugzeuggeschwader über uns, der Schlachtlärm der Panzer, ihr Donnern wie von einer Herde wilder Elefanten auf dem Straßenbeton unten im Tal, das war nicht der Jubel, der mich erfüllte ... Die Gesichter Joschkos und seiner Brüder! Diese unwissenden, rasend ahnungslosen, wahnsinnig nach Essen und Leben gierenden

Gesichter, in denen jetzt ein paar Kratzer bluteten. Es war alles eingeschlossen und aufbewahrt in dieser Unwissenheit: das Wissen und die Erfahrung der Welt. Mancher möge sagen, das Lager, die bestialischen Bedingungen des Lagers hätten ihre menschliche Substanz zerstört. Es ist nicht wahr. Joschko war mit seinen zehn Jahren schon Vater und Stammesältester. Wie er den kleinen Bruder hütete, ihn niemals aus den Augen ließ, der wilde Ernst seiner Sorge um das kleine Menschenkind, die böse Entschlossenheit, den jüngsten durchzubringen - lag darin nicht alle Größe und Würde des Menschengeschlechts? Joschko horchte in die Baracke. Als jetzt die Großen das Mahl beendet und sich verzogen hatten, schleppte er die Brüder und den kleinen Naftali zum Ofen hin. Er hatte den Kampf gewonnen: Aus der Hosentasche zog Joschko ein paar große erbeutete Kartoffeln hervor, zerschnitt sie sorgsam in Scheiben, legte sie über der heißen Herdplatte aus. Wie sie nun dasaßen, rund um den Eisenofen, einer dicht neben dem andern, schmutzig, mager, zerschunden, wie sie die Kartoffelscheiben umwendeten, die knackenden, dampfenden Kartoffelscheiben, und dabei in die Runde äugten, die feindliche Umwelt mißtrauisch beobachtend und zugleich listig bemüht, die Aufmerksamkeit der anderen nicht zu erregen, wie sie dann die klägliche Beute, diese winzigen Portionen untereinander verteilten, als wäre es ein rituelles Mahl, köstlich duftende Speise, wie sie sich die brennend heißen Kartoffelspalten gierig in den Mund schoben, wie Joschko seinen Bruder Naftali geduldig fütterte, der vor Schwäche schlafen wollte, wie er ihn wach hielt, ihm das Leben, das heiße duftende Leben zwischen die Zähne schob und wie ihre Augen glänzten und funkelten von dem kleinen großen Glück - da wußte ich: Es fängt alles



*Mahnmal
Buchenwald.
„Straße der
Nationen“,
zwischen den
Ringgräbern*

wieder an, es ist nichts verloren!

Ich lag in der Kinderbaracke von Buchenwald, am 11. April 1945, und litt nicht mehr, während ich Joschko und seine Brüder essen sah. Und die Ekstase, die mich schüttelte, war nicht jene des Ezechiel, der die himmlischen Heerscharen erblickt, den Feuerwagen und die Engel, es war das heraufkommende Fleckfieber, das mich ein paar Tage später völlig benebeln sollte. Ich lag zwischen einem toten alten Mann, der friedlich seinen Bart zum Himmel kehrte, und einer Meute kleiner Judenjungen, am Nullpunkt der Welt. Mir schien, als hätte diese kranke Erde in einem letzten Krampf des Verreckens einen Mund voll Kinder ausgespuckt. In meiner Verzauberung (ich glaubte zu schweben, mich aufzulösen in eine Wolke) blickte ich einmal auf die Kinder, dann wieder auf den Alten neben mir und staunte. Ich staunte über die verschwenderische Pracht der Natur: Ein schöner alter Mann, ein Unbekannter, Namenloser, ein Weiser mit ebenmäßigen Zügen und einem wohlgeformten weißen Bart und einer mächtigen, wie aus Elfenbein geschnitzten Nase. Er lag hingebreitet auf dem Rücken, nicht wie ein Toter, wie eine Statue lag er da (seine Augen und sein Mund waren fest geschlossen), das Bündnis der Vollendung des Menschen: alt geworden, rund das Leben und hingeworfen ohne Klage und ohne eine überflüssiges Wort. Wann war er gekommen? Was hatte ihn hierhergeführt in die Baracke der Kinder? Er lächelte im Tod, als gäbe er auf meine Frage Antwort. Er war der einzige Tote



Adolf Eichmann, Jerusalem 1961

in all den Jahren, den ich lächeln sah. Er hatte sich weitergereicht. Joschko und seine Brüder, die es nicht wußten, hatten, den Stab, den er hingeworfen, aufgehoben und trugen ihn mit sich fort. (Sie hatten übrigens seine Taschen durchsucht und ein Stück hartes Brot darin gefunden, auch meine Taschen hatten sie gefilzt, während ich geschlafen hatte; ich entdeckte meinen Zinnlöffel, dessen Schaft zu einem Messer geschliffen war, in ihren Händen, sie bedienten sich seiner vor meinen Augen in souveräner Gleichgültigkeit!) Immer wieder wandte ich mich meinem schweigenden Nachbarn zu, um ihn zu betrachten. Er hatte die Befreiung nicht erlebt. Aber gewußt hatte er, gewußt ... Das sah ich in seinen Zügen. Alles hatte plötzlich Sinn und Glanz und ein festliches Gepräge. Ich lag nicht etwa verlaust und halb verhungert auf stinkenden Brettern, nein, wie auf Rosenblättern und Magnolien gebettet kam ich mir vor. Joschko und seine Brüder hockten mit übereinandergekreuzten Beinen ruhig neben mir, schön anzusehen und herrlich, und hüteten Naftalis Schlaf. Naftali redete im Schlaf und träumte. Es war ein schöner Traum. Einer hatte heißes Wasser gebracht, in einer verbeulten Konservenbüchse. Sie nahmen jeder einen Schluck. Joschko fuhr dem Kleinen vorsichtig mit der Hand übers Gesicht, dieses winzige, zerknitterte, schwarze, traurige Gesicht. Mit dem Löffel, mit meinem Löffel träufelte er dem Träumenden ein paar Tropfen auf den Mund.



IMRE KERTÉSZ

DAS UNSICHTBARE WEIMAR¹⁸

Um ehrlich zu sein, allmählich langweilen mich die Stereotypen Weimars. Geben wir es zu: Es ist schon ein wenig pervers, den deutschen Klassizismus und das nationalsozialistische Konzentrationslager zusammen zu sehen. Andererseits aber scheint der Lauf der Zeit diese seltsame Gedankenverbindung mit zeitgemäßem Inhalt zu füllen. Die Schande ist leider ebenso unsterblich wie die Größe, und der Zusammenhang zwischen beiden ist keineswegs so weit hergeholt, wie manche uns glauben machen wollen. Für Goethe war die Bewunderung eine Ouelle der Inspiration, wo aber soll der Künstler heute eine solche Quelle suchen, der statt Bewunderung nur Schande, Abscheu und Beklemmung, wenn nicht sogar Negation und totale Ablehnung findet? Nimmt er, der Künstler von heute, seine Kunst ernst, so wird er gezwungen sein, die Quellen der Fruchtbarkeit im Negativen, im Leiden und der Identifikation mit den Leidenden zu finden. Ich sage absichtlich Leidende und nicht Opfer. Man muß nicht unbedingt ein ausgeweidetes Opfer des Balkankrieges oder ein hungernder Somalier sein, um von den Wehklagen der Welt allerorts eingeholt zu werden und in ihnen die eigene Stimme zu erkennen. Heute, in einer Zeit, in der sich die gesellschaftliche und metaphysische Einsamkeit des Menschen zu vollenden scheint, gibt es in der Tat keinen einzelnen Menschen mehr. Die Totalität, dieser Kunstbegriff der hohen Philosophie, auf die Propagandasprache von Goebbels heruntergekommen, ist heute eine Realität des Weltzustands geworden. Das Leiden überfällt uns als Befehl, und das feierliche Protestieren dagegen: das ist heute Kunst, etwas anderes kann sie nicht sein.

Und so mag es, da ich Künstler bin, mein guter Geist gewesen sein, der mich nach Weimar geführt hat, genauer, nach Buchenwald: Schließlich scheint es doch moralischer zu sein, durch eigene Leiden klüger zu werden, als durch die anderer. Doch damit er dauert, braucht der Schmerz seine Requisiten; so wie die Leidenschaft verkommt auch er ohne das lebende Objekt. Ich bewahrte solche Requisiten in Form von Bildern in mir, und wenn ich sie mit der erforderlichen Intensität wachrief, entflamnten sie mitunter die lebendige Empfindung.

Doch was ist das wirklich für eine Empfindung? Nun, das war das Geheimnis, diesem Mysterium wollte ich nachspüren. Eines meiner Bilder zum Beispiel ist: Ich sitze, in eine Decke gehüllt, im Frühjahr 1945 auf dem tragbaren Abort, der vor der Krankenhausbaracke von Buchenwald aufgestellt war, ganz so, wie der Herzog von

Vendôme, als er den Bischof von Parma empfing. Mein Kiefer bearbeitet ein amerikanisches Kaugummi, mein Blick schweift gelangweilt umher zwischen den Typhusbaracken gegenüber und den etwas entfernten, noch offenen Massengräbern, in denen die mit Löschkalk übergossenen Leichen wie Holzscheite liegen. Plötzlich werde ich auf eine unglaubliche Szene aufmerksam: Vom Hügel her nähert sich eine Gesellschaft von Damen und Herren. Röcke flattern im Wind. Feierliche Damenhüte, dunkle Anzüge. Hinter der Gesellschaft einige amerikanische Uniformen. Sie erreichen das Massengrab, verstummen, stellen sich langsam um das Grab herum auf. Die Herrenhüte werden einer nach dem anderen abgesetzt. Taschentücher werden hervorgeholt. Ein, zwei Minuten stummer Bewegungslosigkeit. Dann kommt wieder Leben in das erstarrte Gruppenbild. Die Köpfe wenden sich den amerikanischen Offizieren zu, Arme heben sich und breiten sich in Schulterhöhe aus, fallen wieder auf die Oberschenkel zurück, heben sich erneut empor. Die Köpfe werden verneinend geschüttelt. Überflüssig zu erfahren: Auf Befehl der amerikanischen Kommandanten sind prominente Weimarer Bürger ins Lager geführt worden, damit sie sähen, was dort in ihrem Namen begangen wurde. Ich verstehe das stumme Schauspiel auch so: Sie wußten gar nichts. Niemand wußte irgend etwas.

Doch was soll ich mit diesem Bild anfangen? Wenn man so will, ist es geeignet, als moralisches Urteil gefaßt zu werden. Das jedoch ist nicht die Wahrheit dieser Szene. Die Empörung ist eine Reflexion, ein gekünsteltes Gefühl also, nur dazu gut, den viel schärferen Geschmack jenes ursprünglichen Augenblicks zu löschen.

Die Kunst jedoch, das begriff ich rasch, ist nicht dazu da, Menschen zu verurteilen, sondern den Augenblick neu zu erschaffen. Und in dieser Hinsicht sind die Bilder des Schmerzes gerade soviel wert wie die des wolkenlosen Glücks. Zum Beispiel: Einige Wochen später breche ich mit ein paar anderen in „die nahe Stadt“ auf. Die Tatsache, daß diese Stadt Weimar hieß, bedeutete uns, wenn ich mich recht entsinne, nicht allzuviel. Ein scharfes Licht, die helle Sonne des Sommers. Wir trugen gestreifte Sträflingsanzüge, und an einer Straßenkreuzung hielt ein weißbehelmter amerikanischer Militärpolizist den Verkehr an, um den Weg für uns freizumachen, und salutierte, während wir an ihm vorbeizogen. Wir aßen in einem vornehmen, im Hochparterre gelegenen Restaurant zu Mittag. Man reichte ein fleischloses Menü, an die grüne Farbe der Rhabarbersoße erinnere ich mich noch heute. Wir zahlten mit irgendwelchen Zetteln, von denen der Kellner nicht sonderlich entzückt war.

Diese Augenblicke bergen unwiderrufliche und unbenennbare Erlebnisse. Könnte ich sie noch einmal leben, so könnte ich von mir sagen, ich habe die Zeit besiegt, ich habe das Leben besiegt. Doch der Mensch ist dazu nicht geschaffen; allenfalls dazu, sich zu erinnern. Und die Treue und Unerschütterlichkeit seines Gedächtnisses im-

mer wieder zu überprüfen.

Etwa 16 Jahre später kehrte ein reifer Mann in die Stadt zurück, um den Ort noch einmal zu inspizieren. Dieser Mann, ich, wußte ganz genau, was er suchte - und fand nichts davon. Weder das Restaurant noch die Straßenkreuzung. Und am wenigsten fand er sich selbst, das lebende Objekt und Subjekt des einst erlebten Augenblickes. Als Fremder schlenderte er über fremde Schauplätze, das sichtbare Weimar erwies sich nur als Hindernis für ihn. Die Stadt glich einer riesigen Bühne, zwischen deren verschobenen Kulissen er - wie in einer visuellen Falle - endgültig den Faden verlor. Er ging auf den Ettersberg, blieb auf dem Berggipfel stehen und wartete darauf, daß ihn der Anblick erschütterte, ihn überwältigte. Doch er bekam nichts zu sehen als einen abgeholzten Bergrücken, bewachsen mit wilden Blumen. Und er begriff in diesem Augenblick, was man gemeinhin als Vergänglichkeit bezeichnet, und wie teuer ihm war, was ihm durch sie verlorengehen könnte.

Das hat sein Leben - mein Leben - bestimmt. Mir wurde klar, daß ich, um der eigenen Vergänglichkeit und den sich wandelnden Schauplätzen zu trotzen, mich auf mein schöpferisches Gedächtnis zu verlassen und alles neu zu erschaffen hatte.

Auf der anderen Seite befreite mich diese Erkenntnis von den weiteren Metamorphosen Weimars. Zuletzt habe ich es als schmucke Kleinstadt wiedergesehen, deren grimmige Stimmung kaum meine eigene Unlust übertreffen konnte. Damals lebte ich schon zwei Monate lang als Stipendiat in der Deutschen Demokratischen Republik, dieser besonders unangenehmen Abteilung des Völkergefängnisses, des sozialistischen Lagers. Das Mahnmal, das inzwischen auf dem Ettersberg errichtet



19. November
1989

worden war, vermochte ich keine Sekunde lang als Beweis aufrichtiger Erschütterung eines freien Volkes zu betrachten. Viel eher als ein Memento für das zum Gefängnisdasein verdamnte Volk, einzig dazu dienend, diese Schande zu rechtfertigen. Voller Scham stand ich vor dem Mahnmal, und ausgeplündert, wie jemand, der nicht einmal mehr das Recht auf den eigenen Schmerz hat, ist seine Schande doch allgemein geworden.

Jetzt sieht Weimar neuen Metamorphosen entgegen. Wer weiß, was es noch zu erwarten hat. Vielleicht wird Jean Améry recht behalten: „Länder, Sprachen, Kulturen werden einerlei. Deutschland ist unerforschlich, seit seine vielgestaltige Wirklichkeit jeder Vereinfachung nicht nur, sondern auch jeder Wesensschau spottet: Es ist nicht mehr das Land der dummen, träumerischen Seele, nicht mehr die Tiefenerde biederfeierlicher und todesschwangerer Versunkenheit; es kennt sich selbst nicht mehr. Wer sollte es da erkennen?“

Nun, ich gewiß nicht. Denn wer weiß, welchen Metamorphosen ich noch entgensehe. Vielleicht schlägt es mich noch einmal als einen zur Ruhe gekommenen Reisenden in die Stadt. Dann werde ich das Goethehaus besuchen und mich vor dem Mahnmal vom Ettersberg verneigen.

PRIMO LEVI

IST DAS EIN MENSCH?¹⁹

Ihr, die ihr gesichert lebet
In behaglicher Wohnung;
Ihr, die ihr abends beim Heimkehren
Warme Speise findet und vertraute Gesichter:
Denket, ob dies ein Mann sei,
Der schuftet im Schlamm,
Der Frieden nicht kennt,
Der kämpft um ein halbes Brot,
Der stirbt auf ein Ja oder Nein.
Denket, ob dies eine Frau sei,
Die kein Haar mehr hat und keinen Namen,
Die zum Erinnern keine Kraft mehr hat,
Leer die Augen und kalt ihr Schoß
Wie im Winter die Kröte.
Denket, daß solches gewesen.
Es sollen sein diese Worte in eurem Herzen.
Ihr sollt über sie sinnern, wenn ihr sitzt
In einem Hause, wenn ihr geht auf euren Wegen,
Wenn ihr euch niederlegt und wenn ihr aufsteht;
Ihr sollt sie einschärfen euren Kindern.
Oder eure Wohnstatt soll zerbrechen,
Krankheit soll euch niederringen,
Eure Kinder sollen das Antlitz von euch wenden.

Anmerkungen

- 1 Char, René; Einen Blitz bewohnen. Ausgewählte Gedichte. Hrsg. von Wernicke, Horst. Frankfurt am Main 1995, S. 45.
- 2 Im Zuge der baulichen Vorbereitungen für das Jahr 1999, in dem Weimar Weltkulturhauptstadt werden wird, fällt auch die Sorglosigkeit der Stadt im Umgang mit ihrer Geschichte auf. Der Abriß eines Teils des Marstalls, ehemaliger Sitz der Gestapo-Leitstelle, konnte noch durch Proteste in eine Ausschreibung für ein Mahnmal kanalisiert werden. Der Kasseler Künstler Horst Hoheisel gewann diese Ausschreibung mit einer Installation, die die geschredderten Gestapobaracken auf dem Innenhof des Marstalls verteilt. (Vgl.: TAZ, 1.11.1997, S. 15).
- 3 Vgl.: Bronfen, Elisabeth; Grabstein der Erinnerung. Nimmt ein Holocaust-Denkmal das Gedächtnis gefangen? In: Süddeutsche Zeitung, 20./21.12.1997.:
 “Die Toten, mit denen wir nicht bereit sind zu leben, befreien sich aus dem Kerker des Grabes und kehren mit rächender Gewalt als Zombies und Phantome zurück.”
- 4 Vgl.: Bronfen, ebenda.
- 5 Lenk, Elisabeth; zit. nach: Wolf, Christa; Medea. Stimmen. München 1998, S. 5.
- 6 Schulische Ausbeutung von Betroffenheit und Sprachlosigkeit angesichts der Lagereindrücke in Form von zu produzierenden Stegreifgedichten, wie manche didaktischen Empfehlungen es nahelegen, erscheint uns in hohem Maße fragwürdig. “Das freie Schreiben in dieser Situation (der Konfrontation mit dem Lagergelände) bietet eine Möglichkeit zur nichtlinear-mediativen Verarbeitung dieser Reaktionen, zur Trauerarbeit im Sinne Mitscherlichs.” (Gemmeke-Stenzel, Bärbel; Die Auseinandersetzung annehmen. Schreiben als Erinnerungsarbeit der Nachgeborenen. In: Praxis Geschichte. Heft 6/1995, S. 48).
- 7 Busche, Jürgen; Das Delphi der Deutschen und die Zukunft. In: Merian Weimar 4/1994, Hamburg 1994, S. 114.
- 8 Goldhagen, Daniel Jonah; Hitlers willige Vollstrecker. Wien 1996.
 Beim Abdruck dieses Readers verzichten wir auf eine Stellungnahme in der Goldhagen-Debatte, sie hat sich erschöpft. Zum Zeitpunkt unserer Reise nach Weimar und Buchenwald gab es lediglich einige Vorabdrucke in Zeitungen; die deutsche Übersetzung lag noch nicht vor.
- 9 Goldhagen, Daniel Jonah; übersetzt aus dem englischen Original: Klaus Kochmann. In: DIE ZEIT, Nr. 16, 12.4.1996, S. 12.
 Zygmunt Baumann hat bereits 1989 in „Dialektik der Ordnung“ ausführlich die Rahmenbedingungen der „Dehumanisierung“ erarbeitet. Vgl.: Baumann, Zygmunt; Dialektik der Ordnung. Hamburg 1992, S. 32 - 48.
- 10 Semprín, Jorge; Die große Reise. Frankfurt am Main. 1994, S. 184 - 187.
 Der Ich-Erzähler gelangt nach der Befreiung des Lagers in diese Wohnung, als er sich mit anderen Überlebenden auf dem Weg nach Weimar befindet.

- 11** Semprón, Jorge; Was für ein schöner Sonntag. Frankfurt am Main 1994, S.289 - 292.
- 12** Semprón erzählt hier eine fiktive Begegnung mit Goethe, in der er in der Rolle Eckermanns mit Goethe das Lager Buchenwald besucht.
- 13** Vgl.: Eckermann, Johann Peter; Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. In: Goethe, Johann Wolfgang; Gedenkausgabe der Werke. Briefe und Gespräche. Hrsg.: Beutler, Ernst, Bd. 24, Zürich 1948.
- 14** Eckermann, Johann Peter; Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. In: Goethe, Johann Wolfgang; Gedenkausgabe der Werke. Briefe und Gespräche. Hrsg.: Beutler, Ernst, Bd. 24, Zürich 1948. S. 688 f.
- 15** Dermutz, Klaus; Ein Gespräch mit dem israelischen Schriftsteller Yoram Kaniuk. In: Frankfurter Rundschau, 27.4.1996.
- 16** Kogon, Eugen; Der SS-Staat. München 1997, S. 64 - 65, 414 - 415.
- 17** Wander, Fred; Der siebente Brunnen. Frankfurt am Main 1994, S. 109 - 117.
Fred Wander, geb. 1917 in Wien, während des Krieges in Frankreich interniert. Deportation nach Auschwitz und Buchenwald. Nach dem Krieg Zeichner, Reporter und Fotograf. Veröffentlichte mehrere Reportagen, Kurzgeschichten und Reisebücher.
- 18** Kertész, Imre; Das unsichtbare Weimar. In: Merian Weimar. 4/1994, S. 100 f.
Imre Kertész, geb. 1929, in Budapest lebender Schriftsteller, der fünfzehnjährig nach Auschwitz, später dann nach Buchenwald deportiert wurde. Sein kürzlich erschienener Roman „Roman eines Schicksallosen“, in dem er seine jugendlichen Lagerwahrnehmungen rekonstruiert, löste einige Irritationen aus, da das Roman-Ich in einer naiven und instinkthaft schlichten Sprache das Grauen des Lagers als mitunter lebenswert erscheinen lässt. Z. B. der Satz (auch ohne Kontext exemplarisch) : „ ... ein bißchen möchte ich noch leben in diesem schönen Konzentrationslager.“ In: Ders.; Roman eines Schicksallosen. Berlin 1996, S. 209.
- 19** Levi, Primo; In: Ist das ein Mensch? / Die Atempause, München 1991, S. 9.
Primo Levi, geb. 1919 in Turin, studierte Chemie, wurde als Mitglied der italienischen Resistenza verhaftet und nach Auschwitz deportiert. Im Oktober 1945 kehrt er nach einer Irrfahrt durch die UdSSR nach Italien zurück. Im Jahre 1987 nahm er sich in Turin das Leben. Auf seinem Grabstein steht die Häftlingsnummer.

2.1. DANIEL CHUR

LERNEN ÜBER MICH

Nachdenken - eine alltägliche Erscheinung. Ein Problem wird angegangen, analysiert, abgewogen, bewertet; man kommt zu einem Schluß. Dieses Prinzip klingt so logisch und einfach, daß es fast schon als selbstverständlich angesehen wird. Nicht allzu selten aber erscheint es unmöglich, einen Denkprozeß zum Ende, zum Schluß zu führen. Man muß einfach weiterdenken - tiefer, schärfer, intensiver ...

Es ist gewiß eine falsche Haltung, beim Phänomen der NS-Zeit, Zeit unvorstellbarer Unmenschlichkeit, des fanatischen Größenwahns, der schlimmsten Perversitäten, der unglaublichen Vernichtung (keine Superlative könnte diese Zeit wohl wirklich treffend beschreiben), auf eine endgültige, plausible Antwort auf alle Fragen (die ohnehin unerschöpflich zu sein scheinen) hinzudenken.

Naiv erscheint mir im Rückblick der Wille, die Vernichtung von Millionen von Menschen "verstehen" zu wollen. Was gibt es daran zu verstehen? Es wäre doch geradezu eine Schande, wenn ich glauben würde, dies zu tun!

Warum tue ich es dann doch?! Warum denke ich über Diktatur und Völkermord, über Rassenhaß und KZs immer wieder nach? Warum kann ich nicht aufhören nachzudenken? Alles Geschehene war doch ohnehin vor meiner Zeit, lange her, Vergangenheit. Aber auch heutzutage werden Kriege geführt, Menschen diskriminiert und unterdrückt; und auch ich gehöre zur Gattung des Menschen. Es waren Menschen, die ihresgleichen auf bestialische Weise erniedrigten, quälten, ausrotteten. Menschen wie "Du und ich"? Und hier liegt die Angst, die Ungewißheit: Ich weiß einfach nicht genau, was in mir selbst steckt. Ob ich nicht auch eine "Tötungsmaschine" sein könnte, ob ich nicht auch mit dem Gewehr in der Hand auf einen Menschen schießen könnte, wenn es mir befohlen wurde.

Auf diese Ungewißheit gibt mir mein Verstand doch eigentlich nur eine Antwort: Nein! Nein, ich würde keinen Menschen töten, schon gar nicht aufgrund eines Befehls. Ich bin doch frei, "mein eigener Herr"! Wieso sollte ich zum Mörder werden? Doch wäre es wohl riskant, wenn ich meinem "gesunden Menschenverstand" einfach so blind vertrauen und mich selbst nicht prüfen würde. Die intensive Auseinandersetzung mit der Materie, dem (menschlichen!) Phänomen der NS-Zeit, in drei Jahren Schule - und natürlich weit darüber hinaus - haben meinen inneren Konflikt bekräftigt.

Was treibt Menschen in diesen Haß? Den Wahn, das zu vernichten, was (angeblich) “anders” ist? Die Suche nach möglichen Erklärungsansätzen fand im Rahmen des Leistungskurses Deutsch logischerweise vorrangig in der Literatur statt. Werke, wie die “Todesfuge” von Paul Celan prägten den Unterricht und damit auch mich selbst. Die “Todesfuge” - ein Text, der mich gleichermaßen schockierte wie beklemmte. Selten fand ich eine solch sensible und dennoch einschlägige Wortgewalt vor. Das Bild der “schwarzen Milch” - “wir trinken sie mittags und morgens wir trinken sie nachts wir trinken und trinken ...” - wird mich nicht mehr in Ruhe lassen. Haß, Leid, Demütigung - all diese Erfahrungen vereint dieses Bild in meinen Augen in einer unglaublichen Tiefe. “Der Tod ist ein Meister aus Deutschland” - es ist bitter, daß ein solcher Satz jemals niedergeschrieben werden mußte. Einen ungeheuren Respekt empfinde ich gegenüber diesem Text und gegenüber Celan, dessen Betonung beim Vorlesen der “Todesfuge” (im Unterricht gehört auf Tonband) mir derartig unter die Haut ging, daß sie mir immer noch deutlich präsent ist.

Die Literatur ist die eine Seite. Sie ist wertvoll, doch kann ich sie im nachhinein nur



*Karren, der von
Häftlingen gezogen wurde
und der Pfahl, an dem sie
an nach hinten gedrehten
Armen aufgehängt wurden*

in Verbindung mit meinen eigenen Erfahrungen, die ich auf unseren Studienfahrten in den Vernichtungslagern Buchenwald sowie Auschwitz gemacht habe, betrachten. Leseerfahrungen und meine Wahrnehmungen an den Stätten der Unmenschlichkeit ergeben für mich die Hauptbestandteile eines Ganzen und lassen mich mehr "verstehen".

Mai 1996: Ich stehe auf dem ehemaligen Gelände des Vernichtungslagers Buchenwald nahe Weimar. Es ist ein heißer Tag - die Sonne knallt auf das weite leere Feld, auf dem einst die Baracken der Gefangenen standen. Eine scheinbar unerträgliche Hitze! Ich bin allein, unter mir Schotter. Nur Schotter? Nein, auf diesem Boden wurden Menschen gedemütigt, gepeinigt, getötet. Ich kann es nicht glauben! Dieser Boden ist ein Symbol dafür, was wir Menschen uns Menschen antun. Ich will es nicht glauben! All das, worüber ich gelesen habe, Menschenverachtung, Deportation, "Selektion", Massenvernichtung - hier ist es geschehen. Die vielen Texte, die Schwarzweißfotos, dies ist der Ort, an dem sie "lebendig" werden. Es ist real! Obwohl ich eigentlich nichts sehen kann, scheint alles leibhaftig vor mir zu sein. Ich registriere es, aber akzeptiere ich es? Akzeptiere ich es als real, als geschehen? Ich fühle deutlich die Zweifel in mir. Sie dienen meinem Schutz, sollen mich davor bewahren, an diesem Ort zu zerbrechen, auch wenn ich dies gar nicht will. Ich weiß doch, daß es falsch ist, hier abzublocken. Ich gehe gegen meine innere Blockade an: Dieser Ort muß weiter wirken, muß mich weiter in seiner ganzen Fülle einnehmen - wie sollte ich andernfalls zu mir selbst stehen?

Selten habe ich mich an einem Ort so allein gefühlt, wie hier. Es soll so sein! Dieser unglaubliche Satz als Inschrift am Lagertor: "Jedem das Seine". Wut, Trauer und Hilflosigkeit vermischen sich. Ich denke an Jorge Semprún. In seinem Buch "Was für ein schöner Sonntag", aus dem ich einen Auszug las, läßt Semprún Goethe und seinen Gesprächspartner Eckermann in einer fiktiven Situation das Lager Buchenwald besichtigen. Goethe erscheint als Rechtfertigender der Inschrift "Jedem das Seine", womit einmal mehr deutlich wird, daß die auf der Fahrt ersichtlichen Gegensätze Weimar - Buchenwald nicht eindeutig als solche bezeichnet werden können, es offenbar doch irgendwo eine Verbindung zwischen der hochbewerteten Welt der "Dichter und Denker" Weimars und den Idealen der Nationalsozialisten (nicht nur) in Buchenwald gibt - hierbei aber ist zu erkennen, daß Goethes Gedanken mißbraucht wurden.

Ich habe den großen freien Platz verlassen und stehe nun unter einer Baumgruppe von Birken. Um mich herum Grün, verstärkt durch das Sonnenlicht, die Vögel zwitschern. Ein schöner, ruhiger Ort, denke ich kurz ... und erschrecke vor mir selbst.

Ich bin dagewesen, habe diesen Ort gesehen, war verzweifelt, habe gelernt. Was bleibt

ist das Gefühl einer merkwürdigen Surrealität. Buchenwald hatte auf mich die Wirkung eines bösen Traumes, weniger die eines realen Ortes, was mir zu denken gibt: Habe ich diese Stätte und ihre Bedeutung wirklich für mich selbst angemessen verarbeitet? Hat der Besuch dieses Lagers eine stärkere Authentizität bezüglich der damaligen Ereignisse in mir bewirkt? Habe ich nun etwas mehr “verstanden”? Es muß wohl so sein, stünde sonst dieser Text hier?

Literatur, Reisen und Gespräche - all dies ließ mich nachdenken, tiefer, schärfer, intensiver! Die thematische Auseinandersetzung in drei Jahren Schule haben mir ein Problem beschert: Ich werde niemals aufhören können, mich mit meinen Erfahrungen und Erkenntnissen auseinanderzusetzen, sie weiterzudenken und mir immer wieder neue Fragen zu stellen. Mein (Nach-)Denkprozeß ist unabschließbar, er läßt mich nicht ruhen und ist somit produktiv für mich selbst. Ich bin daher dankbar für dieses Problem! Zwar bin ich gewiß nicht jemand, der nun Tag und Nacht über die Fehler und Tücken der Menschheit sinniert und irgendwann an ihnen zerbrechen wird; dennoch bin ich froh, diese Probleme wahrzunehmen und sie zu verarbeiten, auch wenn ich weiß, daß ich niemals damit zum Ende kommen werde. Das “Nachdenken” lehrt mich über mich selbst, prägt mich, bewegt mich und ist somit die wohl wertvollste Erfahrung für mich!



Trauer und Demut am Zaun des Konzentrationslagers Buchenwald: Schülerin Sara Pfaffenhöver blickt auf das Gelände, auf dem der Faschismus und der Stalinismus gewütet haben. Bild: Holländer

Schülerreise führte zu Goethe und zu Hitler

Kurs der Gesamtschule fuhr nach Weimar

Nirgends auf der Welt liegen die Höhen und die Tiefen menschlichen Wirkens so nahe beieinander wie in Weimar. Das erfuhren 22 Schüler der Gesamtschule Welper auf einer Studienreise.

Weimar, die Stadt Goethes, die Stadt Schillers und Herders. Drei Kilometer weiter Buchenwald, das Konzentrationslager Hitlers, nach 1945 das Straflager Stalins. Gegensätze, wie sie größer nicht sein können. „Unvorstellbar“, sagt eine Schülerin nach der Rückkehr am Sonntag, „dieser Widerspruch zwischen Schönheit und Grausamkeit.“ Eine andere: „Es war unheimlich.“ Wieder jemand anders: „Ich erkenne jetzt besser den Wert eines Menschen.“

Die Idee zu dieser vier Tage langen Reise hatten zwei Leh-

rer, der Historiker Diethelm Blecking und der Germanist Rainer Kokenbrink. Ihrer Lehrmaxime folgend, daß moderne Ausbildung letztlich immer fächerübergreifend sein muß, bereiteten sie die Fahrt im Leistungskurs Deutsch und im Grundkurs Geschichte vor.

Die Schüler der Stufe 12, alle 18 und 19 Jahre jung, erlebten

Von Iphigenie und Genickschüssen

gewissermaßen zwei Reisen: eine zur Iphigenie und eine zur Genickschußanlage. Ihre ersten Schilderungen handelten jedoch meist nur von den Eindrücken, die sie in Buchenwald gesammelt hatten. Der Schüler Daniel Holländer berichtet, wie „geschockt“ er war, als ihm be-
wußt wurde, daß er in demsel-

ben Lager, in dem tausende Menschen auf elendige Weise hingemordet wurden, als freier Mann umherlaufen konnte. „Ich konnte da alles anfassen, den Zaun und so, sowas durften die damals alles nicht...“

Ein Schulkollege kann sich das Sterben im KZ erst gar nicht genau vorstellen, obwohl er sich dazu gezwungen habe: wie die Menschen da auf engstem Raum eingepfercht waren. Dann erzählt einer von dem Zoo, den die Nazis direkt neben dem Lager betrieben, und wie gut die Tiere gepflegt und gehegt worden seien. „Besser als die Menschen nebenan.“

Im Reisetagebuchstil haben die Schüler Skizzen gemacht. Sie werden vielleicht für eine Tagung 1997 ausgearbeitet. Deren Arbeitstitel: „Nationalismus, Fremdenfeindlichkeit und Rassismus in Europa.“ **B.KI.**

WAZ, 05.07.1996

Horror in grüner Idylle

22 Gesamtschüler besuchten das frühere Konzentrationslager Buchenwald bei Weimar

„Ich kann nicht begreifen, daß es das wirklich gegeben hat. Ich kann es nachlesen, konnte es fühlen, aber nicht verstehen.“ Sara (18) kann nicht fassen, was sie mit Schulkollegen von der Gesamtschule auf einer ganz besonderen Kursfahrt erlebt hat.

Buchenwald, im Juni 1996. Es ist nicht viel übrig von dem ehemaligen Konzentrationslager. 51 000 Menschen wurden von den Nazis erschlagen, erschossen, für „medizinische“ Experimente mißbraucht. Andere verhungerten. Der Tod hatte viele Gesichter. Das Krematorium steht noch und der Zoo, in dem Tiere besser versorgt wurden als die KZ-Insassen. Außerdem das Lager mit der zynischen Inschrift „Jedem das Seine“. Sie ist nur von innen lesbar...



Es fällt schwer, die Eindrücke in Worte zu fassen: Daniel (links), Dino und 20 Schulkollegen besuchten das KZ Buchenwald. Nach dem 2. Weltkrieg benutzte es die Rote Armee. MarS-Bilder

le mitten im Wald. „Erschreckend“, lautet Dinos schlichter Kommentar.

Das Lager, man konnte es von außerhalb sehen: „Meine Freundin hat bei jedem alten Menschen gedacht, der hat's vielleicht gewußt“, sagt Sara. Sie selbst war nach einigen Stunden zu fertig, sich noch die Buchenwald-Dokumentation in den ehemaligen Häftlingswerkstätten anzuschauen. „Man wird böse, wenn man die Ignoranz der Leute damals sieht“, ergänzt Daniel. Aber: „Wir sollten nicht mit Fingern auf sie zeigen. Wir wissen nicht, was wir getan hätten.“

Und die kollektive Lehre für die Gegenwart? - Dino ist skeptisch: „Ich steige nicht dahinter, wie heute noch manche Menschen über Minderheiten reden. Eigentlich sollte die ständige Erinnerung vorbeugen. Ich weiß aber nicht, ob das funktioniert.“ Axel Klauwer



„Die Gefangenen hatten dieselbe Aussicht wie wir, als wir da waren“: Dino Kosjak

„Man steht auf einem leeren Platz und stellt sich vor, welche Verbrechen da begangen wurden“, erzählt Daniel Chur. Sara, er und 20 Schulkollegen des kombinierten Geschichts- und Deutschkurses der Stufe 12 waren Anfang Juni vier Tage in Weimar - einen davon, eine halbe Stunde Busfahrt entfernt, im KZ.

Obwohl sich die Schüler intensiv auf den Besuch vorbereitet hatten, fällt es schwer, die Konfrontation mit der Vergangenheit in Worte zu fassen: „Die Sonne hat geschienen, alles war grün - eine Idylle“, beschreibt Sara Pfaffhöfer

die grotesken Eindrücke von Buchenwald. 8 500 Häftlinge, meist sowjetische Kriegsgefangene, wurden dort mit einer Genickschußanlage exekutiert. „Die Gefangenen hatten dieselbe Aussicht wie wir“, macht Dino Kosjak (18) auch sich

sphäre fühlbar: „Wir hörten im Lager die Vögel zwitschern. Da erklärte unser Deutschlehrer Rainer Kokenbrink, daß es früher in Buchenwald keine Vögel gegeben hat. Die konnten den Geruch toter Menschen nicht vertragen“, sagt

Daniel. Man müsse sich den Horror bewußt machen, um ihn zu spüren.

Zum Beispiel am Massengrab der 7 000 Menschen, die nach dem Krieg im Lager starben. Von 1945 bis 1950 benutzte Stalins Rote Armee das Lager für den eigenen Terror weiter. Daran erinnern seit einigen Jahren 7 000 Stahlpfäh-

„Unser Lehrer erklärte uns, daß es früher keine Vögel in Buchenwald gab. Die konnten den Geruch toter Menschen nicht vertragen.“



„Ich kann nicht begreifen, daß es das wirklich gegeben hat“: Sara Pfaffhöfer